

# Zum 100. Geburtstag des Wattwiler Mundart-Chronisten Theodor Kappler : ein Heimweh-Toggenburger mit unverwechselbarer Sprache

Autor(en): **Bernold, Patrick**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Jahrbuch**

Band (Jahr): - **(2008)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-882843>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Zum 100. Geburtstag des Wattwiler Mundart-Chronisten Theodor Kappler

Ein Heimweh-Toggenburger mit unverwechselbarer Sprache

Am 26. Oktober 2007 feiert der Autor des bekannten Büchleins «Töggeborger Spröòch ond Aart» aus dem Jahr 1980 ein einzigartiges Wiegenfest. Seit 1952 als katholischer Priester im Bistum Basel tätig, ist Theodor Kappler seiner Toggenburger Herkunft und insbesondere seiner Wattwiler Heimatgemeinde eng verbunden geblieben. Wir gratulieren dem Jubilar ganz herzlich mit dem nachfolgenden Abdruck einiger Auszüge der biografischen Chronik, die er vor ein paar Jahren dem Archiv der katholischen Kirchgemeinde Wattwil überlassen hat. Sein Humor und der eigenwillige Sprachstil mögen an manchen Stellen schmunzeln lassen. Mit zwei Mundart-Geschichten aus dem oben erwähnten Büchlein rufen wir abschliessend die besondere Schönheit der alten mitteltoggenburgischen Mundart in Erinnerung.

*Patrick Bernold*

## Die Wirtschaft «Yberg»

Mein Vater Ferdinand Kappler (1872–1948) war Wirt im Restaurant «Yberg» und Kleinbauer im sogenannten stotzigen «Hinder-Güetli». An schönen Sonntagen war auf dem «Yberg» immer recht viel Betrieb. Neben der Gaststube verfügte die Liegenschaft über einen «Längsplatz» (ebener Platz). Dieser war zum grossen Teil unter Dach, die Tische und die Sitzbänke aus rauem Holz. Im Freien hatte es grosse schattenspendende Bäume. Total bot die Gartenwirtschaft 70 bis 80 Personen Platz. In der Küche walteten meine Mutter sowie meine um zehn Jahre ältere Schwester Bertha. Der Weinkeller, im Nagelfluh-Felsen liegend, barg neben dem Rebensaft Most und Mineralwasser sowie eigenes Obst.

In froher Stimmung der Gäste konnte es passieren, dass mein Vater Ferdinand spontan ein bekanntes Lied anstimmte, wobei die ganze Gästeschar gemütsfroh mitsang. Neben den vielen Ausflüglern vom Dorf waren auch etliche Bauern an den Tischen. Bei guter Laune holte dann Ferdinand sein «dreitöniges Senngeschell» hervor, und der Nachbar Georg Looser liess sich mit seinem wundervollen Nesslauer Naturjodel hören und auch



Titelbild von «Töggeborger Spröòch ond Aart» (1980).

bestaunen. Ja, das waren die schönen Sonntage zu meiner Jugendzeit, im schönen Toggenburg, auf dem damaligen Yberg.

Unter der Woche musste der Boden bearbeitet werden. Besonders zur Sommerzeit gab es viel zu tun. Der Yberg und das «Hinder-Güetli» waren «gäacher» Boden. Zwei Drittel von Heu und Emd mussten in «Burden» auf dem Genick aufwärts zur Scheune getragen werden. Im Herbst, im «alte Yberg obe», gab es auch viel Obst zu gewinnen, und dies sage und schreibe in nicht weniger als 22 Sorten! Alles ohne Giftspritzen-Behandlung! Ein schmackhaftes Kern- und Steinobst, davon langfristig haltbare Sorten. Der «Yberg» war froh, dieses und jenes verkaufen zu können. Zu all dem gesellte sich noch ein sehr grosses Fass Most, «bigoscht».

Über all diese «Gewächse» und «Gewässer» erfreute sich die benachbarte Schlosswis, und mein Vater erzählte, dass auch das Steintal, am Weg zum Rumpf, mit seiner Sonnenlage einst voller Obstbäume gewesen sei. Er musste es ja wissen, war er doch dort aufgewachsen.

Zu jenem Zeitpunkt (1908/09) fand in Wattwil eine Gewerbeausstellung statt. Meine Eltern beteiligten sich da in einem Wettbewerb und legten zur Konkurrenz 22 Obstsorten zur Bewertung vor. Als Preis erhielten sie einen Topf von 19 Pfund Honig. Ein feiner Bienenhonig aus Blüten und Blumen aus Wald und Feld. Ein grosses Quantum dieser Köstlichkeit durfte ich, der kleine Theodor, via Nuggizapfen schlucken. Warum das? Weil meine zwei Geschwisterchen, 1899 und 1902 geboren, im zarten Jugendalter sterben mussten. So sollte denn mit diesem «Hung» ein frühes Sterben dem Theodor erspart bleiben. Nun ja, er lebt nach 92 Frühlingen und Wintern (1999) relativ gut und ohne Beschwerden, wenn man vom Augenlicht, welches altersbedingt nachlässt, absieht.

### **Vom Bauernbuben zum Theologen**

Als viertes und jüngstes Kind meiner Eltern Ferdinand und Bertha Kappler, geb. Müller, Bürger von Wattwil, bin ich aufgewachsen im «Yberg». Man sagt: Der Theo sei als Kind «schmächtig» (fein und zart) gewesen. Meine Schulzeit verbrachte ich zum Teil im kleinen Schulhüsli Steintal. Heute ist es nicht mehr im Betrieb. Die oberen Klassen wurden im damals noch konfessionell getrennten Schulhaus «Dorf» unterrichtet. 1923, nach der Schulzeit, verpflanzte man mich nach Neuenburg, um dort ein gutes Mass Französisch in Wort und Schrift zu erlernen. Darauf folgte 1924 eine Banklehre mit kaufmänni-

scher Abschlussprüfung. Mein erster Geld einbringender Job war im Jahre 1927 auf einer Kleinbank in Basel, alsdann war ich gut vier Jahre in einer Grossbank in der zweisprachigen Stadt Biel tätig. Die raue Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre nötigte mich 1934 heimzukehren, wo ich ein paar Jahre stellenlos, aber nicht arbeitslos war.

Ich hatte das Glück, dass ich bei meiner um zehn Jahre älteren Schwester Bertha im Ausserdorf Wohnsitz nehmen durfte. Meine Schwester war verheiratet mit Uhrmacher Josef Oscar Eberhard. Diese führten ein gut gehendes Uhren- und Bijouterie-Geschäft. Mancher Firmling bekam von seinem Firmgötti aus diesem Geschäft seine erste Uhr. Mutter Eberhard wurde früh Witfrau, und so war durch mich wenigstens ein Mann im Haus. Der damals schon hübschen Tochter Zita war und bin ich heute noch der Onkel. Von ihr, die in Zürich wohnt und Masetto-Eberhard heisst, werde ich in meinen alten Tagen liebevoll für Ferientage aufgenommen und betreut. Zu jener Zeit, 1935, wurde mir von Kaplan Brändle die Leitung der neugegründeten Jungwacht anvertraut. Dieses «Hobby» war für mich eine Berufung, die ich sehr ernst nahm. Im Nachhinein darf ich ein wenig stolz auf das Erreichte sein. Alle jungen Burschen, die die Jungwacht «erlebten», sind heute bestandene Männer und haben es in Beruf und Familie sehr weit gebracht; einer sogar bis nach Bern in den diplomatischen Dienst. Wo Erfolg sich abzeichnet, da gibt es auch Neider, aber über das «schweigt des Sängers Höflichkeit».

Der Lenker aller Geschicke und Geschichte hat mich auf eine Liste gesetzt, deren Weg im Zick-Zack weitergeht. So auch im Jahre 1941, ich arbeitete stundenweise in St. Gallen an einem Provisorium, da kam bei mir der Entschluss, das Theologiestudium aufzunehmen. Diesen Wunsch unterbreitete ich dem damaligen Wattwiler Seelsorger, Pfarrer Anton Schiltknecht. Er reagierte sofort, klar und entschieden: «Jawohl, tu das!» Solch zustimmende Bekräftigung von Pfarrer Schiltknecht war für mich wegweisend. Noch im selben Jahre, 1941, begann ich mein Studium in Ebikon bei den Patres Pallotiner, im Priesterseminar von Luzern und Solothurn. 1952 erhielt ich als «Spätberufener» die Priesterweihe von Bischof Dr. von Streng. Die Primiz durfte ich in der damals noch paritätischen Kirche von Wattwil feiern, und zwar unter der Leitung des damaligen Pfarrers Rudolf Staub. Mein Vater Ferdinand war leider zuvor schon an einem Herzinfarkt gestorben. Hingegen meine Mutter, 82-jährig, durfte es noch erleben und sich mit vielen Bekannten und Verwand-

ten freuen. Unter den Gästen waren auch Protestanten sowie mein ehemaliger Chef der Kleinbank in Basel, Josef Lenzlinger, welcher im Bunt aufgewachsen war. Im ausserkirchlichen Teil im «Volkshaus» stieg neben vielen Reden ein gewaltiger Sennen-Jauchzer aus den Reihen der Gäste gegen den Himmel.

Wohlwissend, dass die Diözese St. Gallen damals mit Geistlichen gut versehen war, hatte ich mich schon lange zuvor in der Diözese Basel, Sitz des Bischofs von Solothurn, angemeldet und wurde sofort aufgenommen. So wurde ich dann, als bereits 45-Jähriger, als Vikar nach Döttingen AG und nach sieben Jahren als Pfarrer in die kleine Bauerngemeinde Schupfart im Fricktal berufen. Nach weiteren zwölf Jahren wechselte ich an die Kaplanei der grossen Kirchgemeinde Root, nahe der Stadt Luzern.

Dort wurde ich nach kurzer Zeit, ausgerechnet bei einer Tauf-Zeremonie, von einer rätselhaften, schmerzvollen Halskrankheit betroffen. Selbst der Spezialarzt konnte mir zuerst nicht helfen. Ich war nahe daran, mit allem aufzuhören, als mir das Ordinariat Solothurn den Rat gab, die Seelsorge im Altersheim von Menznau zu übernehmen. Hier konnte ich meine Stimme schonen, musste nicht mit voller Kraft von der Kanzel predigen. Die Betreuung der Mitbewohner steht hier im Vordergrund. Schon über 30 Jahre sind vergangen, seit ich hier meinen Vorgänger, Pater Hugentobler, einen ehemaligen China-Missionar, ablöste.

Die Besuche von Verwandten und alten Bekannten freuen mich hier ganz besonders. Ehemalige Jungwächter waren auch schon für eine Visite da. Von allen Richtungen kamen sie, ja sogar einer mit Namen Albert Fuchs machte mir vor ein paar Jahren eine Aufwartung, was mich natürlich besonders freute. Er kam von Australien zu mir nach Menznau!

Hier bewohne ich ein helles Zimmer mit Blick in Gottes wundervolle Natur. Die Alters- und Invaliden-Seelsorge, auf die diese Menschen hier ein Recht haben, ist für mich eine weitere Berufung. Diese Mission erfüllt meine eigenen alten Tage und schliesst den Kreis meines Lebens, nämlich: Gott, dem Herrn, all seiner Fügungen zum ewigen Heile sei immerdar Dank gesagt.

### **Humorvolle Begebenheiten aus alten Erinnerungen**

Mein Grossvater machte – zum Heiraten natürlich – anno 1862 Bekanntschaft mit einer Bauerntochter. Er lud sie ein zu einer Wanderung auf die Wolzenalp, die den Wattwilern gehört. Es war Ende August, sehr warm, und da kamen die beiden an einen Brunnen. Nun nahm der 25-Jährige seine rundliche Le-

derkappe vom Kopfe, tauchte sie, verschwitzt, wie sie war, ins saubere Frischwasser, reichte sie seiner Wandergefährtn mit den Worten: «Weens der nöd gruuset, so nem en Schlock – de andereweg gömmer halt weder osenand.» Sie aber nahm den Trank wohl als spontanes Gelöbnis an, denn des Küssens waren sie noch nicht gewohnt.

\* \* \*

1892, eine «Szene» in der Wirtschaft zum «Yberg»: Es kam Herr Nationalrat Anderegg zur Gartenwirtschaft herein. Frau Witwe Tobler, die aus dem süddeutschen Raum stammende Besitzerin und Wirtin der «Yberg», befand sich mitten unter den Gästen und rief ihm entgegen: «Soo, chunscht au wieder emol zu mir ufe, faads Kamel!» Dieser erwiderte bloss: «Ond a dinnere Schnore-n-aa bisch du en Esel!» Mein Vater war als 20-Jähriger Ohrenzeuge dieses Wortwechsels und sagte später zu mir, noch am selben Abend habe es das ganze Dorf Wattwil erfahren...

\* \* \*

Schorsch Giger, Restaurant «Hirschen» Ennebrugg, betrieb so ums Jahr 1910 eine sogenannte Fuhrhalterei mit zwei Rossen mit Tisch und Leiterwagen. Damals gab es ja noch keine Autotransporte, sondern eben nur starke Zugtiere. So lenkte denn Schorsch seine Fuhren durch die Strassen von Wattwil an die entsprechenden Adressen. Zuweilen machte er von seinem Sitzbock aus gewagte Spässe. Solches tat er auch am Tage vor der Wahl seines Bruders zum Bezirksammann der Region Neutoggenburg. Nach rechts und links rief er lachend aus: «Morgen soll nun ein 45-jähriger Esel zum Bezirksammann gewählt werden!»

\* \* \*

1917 war ich im Alter von zehn Jahren als kleiner Samichlaus auf Besuch im Krankenhaus Wattwil. Am Chlaustag nachmittags um fünf Uhr hatte meine Mutter dem Spital zuvor schon meinen Besuch als Chlaus im Chinderzimmer angemeldet. Die verständnisvolle Schwester Oberin hatte den Chlausbesuch bewilligt. Angetan mit dickem Hanfbart, schwarzer Pelerine, behängt mit kleinen Säcklein mit Nüssen, mit rot glänzenden Äpfeln und den silbrig eingepackten Basler-Leckerli, betrat ich das gut geheizte Krankenhaus. Ich schwitzte mit dem üppigen Bart und dem dicken «Tschoopen». Im Kinderzimmer entwickelte sich ein sonderbares Programm. Die sechs anwesenden kranken Kinder waren ob meinem Erscheinen ganz betroffen und wuss-

ten weder einen Spruch noch irgendein Kinderlied herzusagen. Alles musste ich selber sagen. Die Kinder waren verwirrt – und ich auch. Die Verteilung der Gaben geschah durch eine liebevolle Krankenschwester. Doch ihr Lächeln schwand dahin, als mein erhitzt wirrer Geist die Abschiedsworte an die Kinder total verwechselte. Nämlich: «Seid schön brav, ihr Kinder und... der Tokter und die Schwester sollen euch immer schön folgen, damit ihr bald wieder heimgehen könnt...» Doch die Schwester fasste sich sofort und sagte den Kindern: «Der Samichlaus hat sicher einen Spass gemacht, er wollte es umgekehrt sagen, nämlich dass ihr Kinder dem Herrn Doktor und mir schön und brav folgt.» Und ich, der «Theo-Chlaus vom Yberg», verschwand sofort mit dem Ausruf: «Jo, jo, jo, jo, jo – jo geled eer Chend!»

\* \* \*

1918: Meine Mutter und ich standen am Holzherd unserer Küche im Yberg-Haus, und sie befahl mir: «Do isch's heiss Wasser und do hät's Lümpe, gang go d'Stege wäsche, sie isch recht dreckig!» Das ging mir gegen den Strich, und ich erwiderte trotzig: «Wen i denn emo gross bi, denn muesch denn du mer folge.» Und die Mutter darauf: «Was seischt du...?» Dabei fasste sie mich bei der Achsel und nahm ein Holzscheit aus der Kiste und feuerte mir damit mein Hinterland ein. Das empfand ich sehr deutlich und ging nun waschen, reiben und putzen und schämte mich den ganzen Tag. An diesen Tag denke ich noch heute nach über 80 Jahren und bin meiner Mutter dankbar.

\* \* \*

Vor über 50 Jahren geschah dies auf dem Friedhof von Wattwil. Auf 10 Uhr vormittags war die Beerdigung einer Leiche angesagt, die vom Spital in Uznach herangeführt werden musste.

Nun ja, die Trauergemeinde war da, der Sarg ebenfalls, aber der Sarg war leer, und man lachte trocken... Das Auto raste zurück nach Uznach ins Spital, während man im Friedhofe zu mehr Disziplin mahnen musste. Doch das Auto war in Kürze wieder da, die richtige Stimmung ebenfalls, gottlob, der Sarg hatte diesmal das richtige Gewicht, aber – die «lätz Liech» im Sarg!

Das Volk murrte, die einen krächten vor Lachen, die anderen fluchten, und man begann gruppenweise, sich zum Leidmahle zu begeben, wo sich die Stimmung wieder etwas lockerte und die dritte «Ladung» mit Spannung erwartet wurde. Und so schloss denn dieser Tag mit heiterem Ende ab.

In jener Zeit geschah auf demselbigen Friedhof an einer Beerdigung ebenfalls eine Szene denkwürdigen Vorganges. Der Sarg lag unten im Grabe, wohin einige Leute noch Blumen warfen. Unter ihnen war eine Frauensperson von etwas zu breiter Gestalt bzw. entsprechendem Gewicht. Der Rand des Grabes gab nach, und die Frau rutschte samt dem Blumengebinde auf den Sarg hinunter. Es habe dann grosse Mühe und einige Umstände gemacht, sie mit einer Leiter nach oben zu hieven.

### **Bläss/Frisch**

(= *Sennenhund appenzellischer Rasse von mittelgrosser Statur; wachsamer Treibhund*)

Amene spòòte Nòm Mittag bin i vom Lütischpitz hère is Mutteli abe zom Öbernachte. Alls vèch ischt no am Wäide gsi, on de Sènn hèt d Chüe gmolche grad dèi wo s gsi send. D Melch hèt er ine Taase yeglärt, wo ofeme ebne Plätzli gstande ischt. Ond deby zue ischt en Bläss ghòcket, ond hèt tònners uffpasset, dass e kä Tier ond kä Lüt a die Taase hèrechò send.

Ond won i dènn èbe i d Nööchi chome ond so hèt de Hond näbis tüüfels aaggè. D Zee hèt er zäige lò ond ischt met giftigen Auge gèg mer chò.

De Sènn hèt mi gkènt ond rüefft em Hond: schwig, Bläss! Aber s hèt nüt gnötzt; de Hond hèt pole ond tue met mer, ond hèt nöd abggè, bes i weder nèbet use bi. Dè Bläss ischt en malefiz en guete Wachhund gsi!

S wäaret no mee so Gschechtli ome vo dèrnege Blässne oder Frischne.

### **Metem Beinler is Chrankehus!**

I minnere Schuelzit hèt s nebetosse no en alti Aart vo Schlette ggè, wo hööcher gsi send wèder en Davooser, aber chörzer, ond èbe met hööchere Beine; drom ischter èbe de «Beinler» gsi.

S'scht im Jènner gsi, ane sèchzèni (1916); de Vatter hèt onderem Yberg, det wo Tschrooss vo de Schteig hère de Rank macht i d Schlosswees hendere, en Huuffe Pöscheli ond töörs Chrommholz am Poort paraatgmacht gha; das Holz hèt muese is Dorf abe für Näberem (= für jemanden), wos kauft hèt. – Ond so ischter dènn amene Vormettag metem groosse Hornschlette ond met meer obenabe gfaare ane frèis Plätzli, wos doozmool det no gha hèt. De Schlettewèg of de Schtross wäär enaart guet gsi, aber bockgfroore, ond – i weisses no guet – meteme tönne Schümli vo Neuschnee dröberie; doo ond det aber hèt s baar Iis döreglueget.



Aber no näbis andersch (anderes) hèt vöreglueget, ond daas ischt en lange Nagel gsi, wo zwee Zool wit oseme alte, moore (morsch) Haagpfool usegschtanden ischt; dè Pfool ischt am össere Rand vom Rank gschtande, ond hèt metem Haag em Nochpuur ghöört. No no... mer send am Uflade gsi; do chonnt of zmoor en Beinler heneföre met zwei Chend droff... es Schuelermeitli ond henderem en chline Bueb. Sie hënd de Beinler worschendli scho vorane e chli lèdere lo; wo s an iisig Rank hèrecho send, hètene s Chräule (mit den Schuhabsätzen bremsen) nütme gnötzt; dè Schlette hèt met dène Zweine graaduus i dee fuul Pfool iegjagt, a dè Nagel hère... ond bim eerschte Mordioogschrei vom Meitli ischt de Vatter scho bim Beinler zuegschtande... hèten metsamt em Meitli ond sim Brüederli met ämm (einzigem) Ropf graaduus ond hendeschi vom Nagel ewègzoge; dènn hèter s Meitli, wo öppe elfjäärig gsi ischt, esoo of d Aarme gno, dass s hèt chöngge legge we ofere Träägbare; ond dèrewèg ischter met lange Schrette weidli is Chrankehus vöre. Det hènds gsee, dass de Nagel zwoor dørs ganz Gwändli dören ischt, aber am Broschtbei „blooss“ en Schrame ufzeert hèt. Das Chent hèt schints nöd lènger wèder drèi oder vier Tääg müese det blibe; wi s gheisse hënd, ond wo s deheime gis send - i de Laad obe oder im Stäntel hene, weiss i nöme; aber eis weiss i os Erfaarig; Bi dèrege Oofäll goot nüt über en guete Schotzengel met sim tifique «Chnècht», wo weiss, was grad z tue ischt.